

Der Schlüssel.

(Roman von Heinrich Lee.)

(4. Fortsetzung.)

Ethel hatte vielleicht noch einige weitere Fragen auf den Lippen. Aber sie bewagte sich nicht. Was hätte die Person sich sonst auch einbilden müssen? Jenes unbefangene Miene sagte ihr übrigens genug. Entweder war ihr Angewohnen unbegründet oder sie hatte eine Heuchlerin vor sich, der mit bloßen Fragen nicht beizukommen war. Wenn also zwischen den beiden ein Geheimnis bestand, dem sie auf den Grund zu kommen wünschte, so mußte sie Geduld dazu haben.

„Das Tee!“ wiederholte sie noch einmal.

„Ihre Gänge.“

Zwei Tage später begab sich Gertrud auf Reisen.

Von der Trinitätskirche in New York schlug die zehnte Abendstunde. In dem Geschäftsviertel, das im Süden des Stadt nach Brooklyn zu liegt, war das geschäftliche Treiben des Tages verstummt, und die hier noch teilnehmigen, unregelmäßig gebaueten Straßen lagen trotz des hellen Laternenlichtes wie ausgestorben. In den über und über mit Firmenschildern bedeckten Häusern selbst, sah fast nur aus Räumern für Bureaus, Geschäftsläden und Speichern bestanden, war alles dunkel. Dann und wann sah man in langsamem Schritt einen Wächter an den Fronten entlang gehen und um die Ecke des Häuserblocks wieder verschwinden.

In einer dieser alten, engen, windigen Straßen stand ein Haus, aus dessen im ersten Stockwerk befindlichen Fenstern ausnahmsweise noch ein heller Lichtschein fiel. „Bryant School“ stand auf Glas in beleuchteter Schrift über der Haustür zu lesen. Wenige Minuten nach dem letzten Schläge, der von der nachten Kirche durch die nächtliche Stille schallte, öffnete sich diese Tür, und heraus trat eine Schaar jüngerer Leute beiderlei Geschlechts, die meisten mit Mäppchen und Büchern in der Hand, die sich plaudernd, einzeln oder in Gruppen, zu beiden Seiten der Straße zerstreuten und verschwand, um die Stationen der Straßen- und Untergrundbahn zu erreichen, die sie nach Hause bringen sollten. Noch einige Nachzügler kamen aus dem düsteren Gebäude, dann erfolgte oben hinter den Fenstern und hinter den Glasbuchstaben das Licht, ein Schlüssel drehte sich in der Haustür herum, und bald darauf lag die Straße wieder so still und öde wie zur Zeit zuvor.

Die letzte Gestalt, welche das Haus verließ, war die eines jungen Mädchens. Beim Gehen des bläulichen Abendlichtes, das die Ampel vor dem Hause über sie herabgoß, war sie deutlich zu erkennen. Die ebennächste, nicht so große, noch so kleine Gestalt war von einem einfachen Tadelkleid umschlossen. Auf dem Nacken auch nicht gerade hübschen, so doch recht sympathischen Gesicht sah ein schlächtes, aber leidames Jägerhütchen, unter dem das starke dunkle Haar hervorquoll. Die Mäpchen unter dem Arm schwebend, in der anderen Hand den Schirm, sah sich das junge Mädchen mit klugen, furchelosen Blicken zu beiden Seiten der einsamen Straße noch einmal um, dann machte es sich mit raschen Schritten, entlang an den verlassen Häusern, auf den Weg.

Zwei, drei Minuten mochte sie schon gegangen sein, als sie im Begriff stand, um eine Ecke zu biegen, und dort eine andere Gestalt auf sie stieß. Es war die eines Mannes. Ein abschleudriger Fufelgeruch schlug dem jungen Mädchen entgegen, ein weißes Gesicht stierte sie an, und gleich darauf stieß sie sich in roher Weise umfänglich.

„Zu Hilfe!“ schrie sie durch die leere Straße.

„Sei doch nicht so spröde, hübsches Mädchen“, lachte der Betrunkene und suchte seinen einen entschlagenen Atem ausströmenden Mund auf ihre Lippen zu pressen.

„Zu Hilfe!“ gellte es noch einmal durch die unheimliche Einsamkeit, und die Ueberfallene suchte sich ihres kranken Bedrängers mit dem Schirm zu erwehren. Aber kein menschliches Ohr schien ihren Hilferuf zu hören.

„Warum sich so sträuben, hübsches Mädchen,“ flammelte der Sinnlose, „nur ein Rücken!“

Der Schirm in ihrer Hand zer splitterte, schon fühlte sie ihre Arme erlahmen, ihren Widerstand gebrochen, wenn Ueberfallener preßte sich auch noch die Faust des roten Patronen auf ihren Mund und hinderte sie an weiteren Schreien, als in diesem Augenblick, wo sie sich ihrem Angreifer schon hilflos preisgegeben sah, hinter der Ecke einige Schritte vornehmbar wurden.

„Darned!“ brüllte der Rowdy wütend auf, denn plötzlich fühlte er von hinten einen heftigen Schlag auf seinen Kopf.

Im nächsten Augenblick streckten sich dem Entsetzten zwei im Bogen geübte Hände entgegen, und ein heftiger Kampf entspann sich zwischen den beiden Männern.

Das junge Mädchen sah sich von der Gefahr befreit. Die Glieder zitterten ihr noch. Ein Engel schien zu ihrer Rettung genötigt. Aber der Engel hatte die sehr irdische Gestalt eines schlanken, geschmeidigen, jungen Mannes. Seinem Anzug nach schien er den unteren Klassen anzugehören. Aber für diese Keuschheit hatte das junge Mädchen jetzt kein Auge. Auch an Flucht dachte sie nicht. Das wäre, so lange sich ihr Retter noch selbst in Gefahr befand, feige von ihr gewesen. Angstvoll sah sie dem Kampfe zu. An Räderkraft schien ihr Anstreifer, ein schlammiger und außerordentlich muskulöser Mensch, dem anderen, der bei dem jetzt auf ihn fallenden Laternenlicht ein schlackegähriges und wohl durch allelei Entbehrungen ausgewerkeltes Gesicht erkennen ließ, wohl überlegen zu sein, und nur der Umstand, daß dieser Mensch betrunken und nicht ganz Herr seiner Bewegungen war, stellte zwischen den beiden Kämpfern ein gewisses Gleichgewicht her.

„Zu Hilfe!“ erhob das junge Mädchen jetzt noch einmal mit aller Kraft und voll Entsetzen ihre Stimme, denn sie sah in der hochgehobenen Hand des Betrunknen ein Messer blinken. Aber mit großer Gewandtheit gelang es dem andern, die auf ihn zühende Hand noch im letzten Augenblicke festzuhalten, und im nächsten Moment trachten die beiden Ringer über den Rand des Trottoirs auf das Straßengässchen.

Die lauten Rufe des jungen Mädchens hatten endlich Gehör gefunden. Von beiden Seiten der Straße näherten sich eiligen Schrittes verschiedene Gestalten, an der Spitze ein Policeman.

„Darned! Mein Fuß!“ heulte der Betrunkene, indem er verzweifelt den Versuch machte, sich von der Bordsteigkante, an der er ausgestreckt lag, zu erheben, um sich von neuem auf seinen Gegner und Leberwider zu stürzen, der trotz wieder aufgesprungen war.

„So, Fräulein!“ wandte sich der junge Mann, noch ein wenig atemlos, aber als ob sonst nichts weiter geschah wäre, an die von ihm Gerettete, indem er dabei seinen eingebulsten Hut aufsetzte und seinen düstigen Anzug wieder in Ordnung brachte, „der wird Ihnen jetzt nichts mehr anhaben. Sie können jetzt ruhig weitergehen.“

Aber schon hatte sich um die beiden und den am Boden Liegenden, der noch immer wütend tiefe Flüche und Beschimpfungen ausstieß, ein Kreis von Neugierigen gebildet, der sich noch fortwährend vergrößerte. Was war hier geschehen? Man sah einen Verwundeten liegen, der sich wie unfähig gebärde und fortwährend um seinen verletzte Fuß schrie — man sah den andern und dieses Fräulein, von dem sich der Policeman den Hergang erzählen ließ. Die junge Dame machte einen durchaus honesten Eindruck. Die ausgestandene Angst, die Genugthuung, der Gefahr entronnen zu sein und ihren Retter unversehrt zu wissen, stand ihr noch so deutlich und überzeugend auf das Gesicht geschrieben, als daß man an der Wahrheit ihrer Darstellung hätte zweifeln können, und die ganze Entzückung wendete sich dem Burthen auf dem Pfaster zu. Noch mehr als anderswo gab sich gerade in America der Mann, der sich an schuldlosen Frauen vergreift, der Verachtung Preis, und nirgend wendet auch das Gesicht gegen ihn nachdrücklichere Strafen an. Aber in seiner Betrunkenheit schien der Patron schon alles andere als seine Verlegung vergessen zu haben. Er schrie und tobte nur immer: „Mein Fuß! Mein Fuß!“ Er schien große Schmerzen zu empfinden.

„Ich bitte, mit auf die Waage zu kommen!“ sagte der Policeman höflich zu der Dame und ihrem Begleiter — und was den Herrn hier betrifft, wenn er nicht laufen kann, so haben einige Gentlemen wohl die Güte, ihm behilflich zu sein.“

So heftig sich der Verwundete auch sträubte — übrigens schien der harte Fuß und der Schmerz allmählich doch einige Klarheit in seinem Hirn zu verbreiten — so vermochte er sich in seinem Zustande gegen die vielen „hilffreichen“ Hände, die sich nicht gerade allzu sanft nach ihm ausstreckten, doch nicht mit Erfolg zu wehren zu lassen. Seine vorliegenden Schimpfereien wendeten nur Lachen und Spott, und so setzte sich endlich der ganze Zug unter Führung des Sicherheitsmannes nach dem Wachtlokal, das glücklicherweise nicht so weit entfernt lag, in Bewegung. Der Verwundete wurde in das durch eine rote Laterne kenntliche Haus hineingetragen, der Beamte dankte seinen Helfern, dann bat er die Gentlemen, auseinanderzugehen zu wollen, was auch geschah, und bald lag dieser Teil des Geschäftsviertels der Kleinstadt wieder so still und einsam wie zuvor.

Der Verwundete, der sich in der Zeit vor dem Schmerze nicht aufrechterhalten konnte, wurde unter dem Be-

stand von noch einigen anderen Beamten auf die schwarze Lederbank gelegt, welche die eine Wandseite des Laibens, aber reichlich erhellten Raumes einnahm. Hinter einer Barriere sah an seinem großen Tisch der Wachtbeamte, dem der Policeman bereits Bericht erstattet hatte. Vor der Barriere standen das junge Mädchen und ihr unerschrockener Retter, dessen Erscheinung erst jetzt in dem hellen ruhigen Licht ordentlich zu erkennen war. Er mochte in der Mitte der Zwanziger sein. In Widerspruch zu seiner reduzierten Kleidung stand die feine Bildung seines, wenn auch abgegrätzten, Gesichts, über das schon manche Stürme hinweggebraust sein mochten, und das, wenn nicht der verächtliche blonde Bart gewesen wäre, geradezu hübsch genannt werden könnte. Selbst wenn man auf das junge Mädchen, als je jetzt ihren Retter genauer betrachteten konnte, seine dunklen, etwas trübseligen Augen, die zu einem blauen Haar eigentümlich nicht passen wollten. Sie meinte, diesen Augen schon einmal irgendwo im Leben begegnet zu sein, nur wußte ihr Gedächtnis ihr im Moment nicht sagen, wo dies der Fall gewesen.

Geradezu einen Gegenatz, was die Kleidung betraf, zu dem jungen Mann bildete der auf der Lederbank. Er trug einen fast übertrieben modernen gelben Leberzieher, und dem entsprach auch sein übriger Anzug — sein an dem Wandbrett über ihm hängender, nun freilich arg tumpontierter Zylinderhut, seine blanken Lackstiefeln, von denen allerdings der rechte einen klaffenden Riß davongetragen hatte, seine greublauen Wäsche und die noch größere Kravatte, in der eine kostbare Brillantenmadel steckte. Auch seine Finger waren reich mit Ringen und Juwelen besetzt, und unter dem geöffneten Rock kam eine übermäßig dicke goldene Uhr zum Vorschein. Die ganze Erscheinung dieses Mannes war allerdings viel zu hart ausgeputzt, um im wahren Sinne elegant zu heißen.

Ein falkischer Firtis war darüber gebreitet, mit dem auch die Wadenspekulation sich leeren und rohen Gesicht im Entlang stand. Den Jahren nach mochte der auf der Lederbank ein Dreißiger sein.

„Meine Herren und meine Dame“, nahm der Wachtbeamte jetzt an seinem Tisch hinter der Barriere das Wort, nachdem die ersten Formalitäten erledigt waren, „ich nehme jetzt Ihre Personals an und bitte Sie, sich der Wahrheit zu befleißigen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie nicht eher von hier entlassen werden, als bis Ihre Angaben telephonisch auf die Richtigkeit geprüft worden sind, und daß unabweisbar Angaben für Sie Strafe nach sich ziehen würden.“

Nach dieser musterhaften höflichen Bezeichnung wandte sich der Beamte an den Herrn auf der Lederbank.

„Ihr Name, Herr? Vor- und Zuname?“

„Charles Hartlepool!“ stöhnte dieser. Seine Schmerzen schienen immer ätziger zu werden. Seine Stimme aber klang jetzt ziemlich kleinlaut. Er war wohl nicht mehr geworden.

„Was sind Sie?“

„Artill.“

„Ihre Wohnung?“

„Madisonstraße, Hotel Viererpool.“

„Danke!“

Der Beamte wendete sich zu dem jungen Mann.

„Ihr Name?“

„Herr von Uyd.“

„Guten Abend, mein Fräulein,“ sagte er und wollte sich damit von ihr empfehlen.

Er schien es plötzlich sehr eilig hierin zu haben, in seinem ganzen bisher so unbefangenen Auftreten bröckelte sich eine unberechenbare Verlegenheit, zu Bekämpfung aus.

„Ich habe Ihnen noch nicht einmal danken können,“ erwiderte Martha in herzlichem, innigen Ton und reichte ihrem Retter, der so wenig von ihrem Danke etwas wissen zu wollen schien, die Hand.

„Meine Verlobte, mein Fräulein!“

„Herr von Uyd!“ rief ihm eine weiche Stimme nach, nachdem er sich schon zum Gehen gewandt hatte.

„Wollen Sie mir eine Frage erlauben?“

„Was ist es?“

„Ihre Wohnung?“

„Madisonstraße, Hotel Viererpool.“

„Danke!“

Der Beamte schrie diese Antworten in sein Protokollbuch und wendete sich dann an die Dame.

„Ihr Name, meine Dame?“

„Martha Krongebel.“

gültig und schrieb nun zur protokollierenden Vernehmung, die bei den klaren Aussagen von Miss Krongebel und Herr von Uyd — zumal auch Herr Hartlepool, jetzt wo er nicht mehr und dadurch recht demütig geworden war, die Möglichkeit gegeben ihn vorgebrachten Beschuldigung bösen Zustande zu beschönigen suchte — keine weiteren Schwierigkeiten ergaben. Die Dame und der junge Mann, dem sie soweit Dank schuldig war, konnten ihrer Wege gehen, und Herr Hartlepool mußte es sich gefallen lassen, der Behörde noch ein wenig seine kostbare Anwesenheit zu verschaffen. Zwar hat er dringend darum, ihm einen Wagen holen zu lassen, damit er nach Hause fahren konnte. Aber so rasch ging das nicht. Erst mußte der Polizeiarzt kommen, der schon telephonisch bestellt war, um das ärztliche Protokoll aufzustellen. Solange mußte sich Herr Hartlepool mit seinen verdammt schmerzigen, mit der nicht gerade tröstlichen Aussicht auf die gerichtlichen Folgen seiner heutigen Alkoholfreunde und die noch weniger trostreichere Aussicht darauf, wieviel Zeit wohl bald hingehen konnte, bis er wieder auf seinen Füßen stehen und seinem Beruf nachgehen konnte, gebulden.

Fräulein Martha Krongebel und Herr von Uyd traten miteinander auf die einsame Straße, und der junge Mann zog vor seiner Begleiterin den Hut.

„Guten Abend, mein Fräulein,“ sagte er und wollte sich damit von ihr empfehlen.

„Herr von Uyd,“ sagte sie mit all der herlichen Empfindung, deren sie nur fähig war, „wollen Sie mich noch ein Stückchen begleiten?“

„Ich habe Ihnen noch nicht einmal danken können,“ erwiderte Martha in herzlichem, innigen Ton und reichte ihrem Retter, der so wenig von ihrem Danke etwas wissen zu wollen schien, die Hand.

„Meine Verlobte, mein Fräulein!“

„Herr von Uyd!“ rief ihm eine weiche Stimme nach, nachdem er sich schon zum Gehen gewandt hatte.

„Wollen Sie mir eine Frage erlauben?“

„Was ist es?“

„Ihre Wohnung?“

„Madisonstraße, Hotel Viererpool.“

„Danke!“

Der Beamte schrie diese Antworten in sein Protokollbuch und wendete sich dann an die Dame.

„Ihr Name, meine Dame?“

über seine jämmerliche Lage offen aussprechen durfte.

„Und wenn ich auch diesen Wunsch empfangen“, erwiderte er ihr mit unerböhrerter Bitterkeit, „was würde es mir nützen?“

„So dürfen Sie nicht von sich sprechen, Herr von Uyd!“ bat sie eifrig, von diesem Witz mit ihm bewegt.

„Meine Schwester hat Ihnen wahrscheinlich von mir ein solches Bild gegeben. Sie hat ein zu gutes Herz, und darum hat sie Ihnen die Schuld, die ich an meinem Schicksal trage, wohl in viel zu mildem Lichte dargestellt. Ich war Offizier. Ich habe diesen Beruf sehr gegen den Willen meines Vaters ergriffen. Vielleicht, weil er meinen leichten, zur Verschwendung geeigneten Charakter nur allzugut kannte und mir, da er selbst kein großes Vermögen besaß, nicht mehr als nur gerade dem vorgeschriebenen Zuzuschuß gewähren konnte. Nur allzuwohl sollte es sich zeigen, wie richtig er mich eingeschätzt hatte. Angeregt durch das Beispiel reicher Kameraden, machte ich Schulden, die er bezahlen mußte. Er starb. Von den Zinsen der Hinterlassenschaft konnte meine Mutter mit meinem Schwester gerade ein notwendiges Leben führen, und wenigstens jetzt wäre es meine Pflicht gewesen, mich auf das Meiste einzufügen. Den Versuch hatte ich auch zu machen, aber immer wieder brach mein Leidfinn durch, und immer von neuem mußte ich meine Mutter um ihre Hilfe anheben. Meine Leichtigkeit im Gebrauchen hatte ich wohl von ihr geerbt, nie machte sie mir einen Vorwurf. Eines Tages aber —“

„Er starb.“

„Doch warum Ihnen das so genau erzählen, mein Fräulein. Kurz, es blieb mir nichts übrig, als was ja schon so viele vor mir getan hatten, nachdem sie den bunten Rod ausgezogen, über den großen Reich zu gehen. Was hier schließlich aus mir geworden ist, das haben Sie auf dem Polizeirevier gehört. Der schändlichste Wunsch, den ich hatte, war, es hier zu etwas Ordentlichem zu bringen, nach Deutschland zurückzugehen und meiner Mutter den Kummer, den ich ihr bereitet, vergelten zu können. Nun ist sie tot. Was soll ich jetzt noch in der Heimat? Wo würde ich dort überhaupt ein Unterkommen finden? Soll ich dort betteln gehen? Und wenn ich dabei einem meiner früheren Kameraden begegnen würde?“

„Nein, es ist besser, ich bleibe hier — schon aus Rücksicht auf meine Schwester. Wenn es bekannt würde, was sie für einen Bruder hat, so würde ihr das nur Schaden bringen. Wenigstens davon möchte ich sie bewahren. Das ist wohl das Geringste, was ich ihr schuldig bin.“

„Es war kaum etwas Neues, was sie von ihm über den Grund erfuhr, warum er in die Fremde geschickt war. Ungefähr das Gleiche, wenn auch nicht in dieser Form einer Anklage, hatte sie schon von der Freundin gehört. Seine Selbstwürde aber künftigher ihr auch seine tiefe Reue an. Wieviel Lohnstunden war sie in diesem Lande schon begegnet, die alles erittene Ungemach nur auf andere schieben, und wie wenige von ihnen hatte die Schale des Unglücks belehrt und gelehrt. Wieder regte sich in der herzlichen Miene Mißgunst mit ihm in der Drang, ihm zu helfen — und kaum das gedachte, sah sie auch schon den Weg dazu vor sich liegen.“

„Und sollte es Ihnen nicht möglich sein,“ fragte sie, „eine andere, bessere Beschäftigung zu finden, die Ihnen eine Rückkehr nach Deutschland später doch noch ermöglichen würde?“

„Ich habe in einem Saloon Biergläser geklopft, ich habe mit Hade und Spaten auf einer Farm gearbeitet,“ lautete seine bittere Antwort, „ich habe, als ich eines Nachts kein Obdach hatte, die Gasse durchgeschritten und bin in der Polizeistation angekommen, wo ich mich für ein paar Stunden einlogierte. Ich habe mich durch die Gasse geschlichen und bin in der Polizeistation angekommen, wo ich mich für ein paar Stunden einlogierte.“

„Und wenn ich Ihnen nun helfen könnte?“

„In der Schule, in der ich beschäftigt bin und von der ich Ihnen schon erzählte, ist gerade ein Posten frei geworden — der eines deutschen Lehrers. Es bedarf dazu keiner Kenntnisse als der deutschen Sprache. Das Gehalt dafür ist allerdings ziemlich gering, zehn Dollars die Woche, und die Arbeit ist ziemlich anstrengend, der Unterricht dauert von zehn Uhr morgens bis zehn Uhr abends, nur zum Frühstück findet eine Unterbrechung statt. Wenn Sie aber wollen, so können Sie die Stelle erhalten.“

„Acht aufheben.“

„Acht aufheben.“